

Eberhard Straub

Eine kleine Geschichte Preußens

Klett-Cotta

Dieses Buch ist eine durchgesehene und korrigierte Neuausgabe des zuerst 2001 im Siedler Verlag unter demselben Titel erschienenen Bandes.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Michael Gaeb

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung des Bildes »Das Flötenkonzert Friedrich des

Großen in Sanssouci« von Adolph Menzel, Foto: © akg-images

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94700-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Inhalt

Ein Ende der Gemütlichkeit	
<i>Vorwort zur Neuauflage von Jens Bisky</i>	7
»Bewundert viel und viel gescholten«	15
Ein Adler mit gelähmten Schwingen	27
Festes Vertrauen in die Vernunft dieser Welt	41
»Allianzen sind gut, eigene Kräfte sind besser«	53
Einwanderungsland mit einem Schimmer vornehmer Opulenz	67
»Zur Arbeit sind die Regenten erkoren«	77
Einladung zum Rendezvous des Ruhms	89
Trügerische Ruhe im fieberhaften Frieden	107
»Der beste Staat ist der am besten verwaltete«	121
Nationale Nebentöne zum Grundton des Staates	133
Die entscheidende Macht von Eisen und Blut	149
Die allmähliche Eroberung Preußens durch Deutschland	165
Zeittafel	179
Literaturhinweise	183
Namenregister	187

Ein Ende der Gemütlichkeit

Vorwort zur Neuausgabe von Jens Bisky

In der reichhaltigen Preußenliteratur, zu der jährlich immer neue Titel hinzukommen, ist dieses Buch ein sehr besonderes, eigenwilliges. Es ist außergewöhnlich schon durch seinen geringen Umfang. Gesamtdarstellungen der preußischen Geschichte umfassen, wenn sie nicht für Studienanfänger geschrieben wurden, meist viele hundert Seiten. Eberhard Straub reichen zwölf kurze Kapitel, um Aufstieg, Siege, Niederlagen, Reformen, Revolutionen und das lange Ende dieses Staates zu schildern. Das gelingt ihm, indem er sich auf die Stellung Preußens unter den anderen deutschen Ländern und das Verhältnis der Deutschen zu Preußen konzentriert. Er schreibt so klar wie gelassen, gern spöttisch, aber nie herablassend. Die Besserwisserei der Spätgeborenen, die glauben, dass die Geschichte mit ihnen etwas ganz Einzigartiges hervorgebracht habe, ist ihm fremd. Straub will verstehen, bevor er urteilt, was er ohnehin am liebsten dem Leser überlässt. Aber wenn er wertet, dann möglichst nach den Maßstäben der jeweiligen Zeit, nach ihren Möglichkeiten und Illusionen, denen unsere Vorfahren nicht weniger anhängen als wir den unseren. Wer einen ersten Überblick gewinnen will, wer ein deutliches Bild sucht, das später ergänzt, auch korrigiert werden kann, der wird hier bestens bedient. Als so kluges wie unterhaltsames Werk der Geschichtsschreibung ist dieses »Kleine Geschichte Preußens«, als sie vor zehn Jahren zum ersten Mal erschien, von den Rezensenten auch gewürdigt worden.

Von heute aus erkennt man deutlicher, dass sie zugleich auch ein Dokument des Abschieds und des Aufbruchs ist: des Abschieds von bundesrepublikanischen Gewohnheiten und des Aufbruchs in das, was man treffend »Berliner Republik« genannt hat. Da dieser Übergang noch lange nicht abgeschlossen ist, hat man beim Lesen immer wieder das Gefühl, es werde auch und gerade die eigene Gegenwart verhandelt. Nicht im Sinne plumper Aktualisierungen: Das Buch ist frei von Vogel-scheuchen, die warnen, und Gebotsschildern, die belehren sollen. Stattdessen lädt es den Leser ein, im Gespräch über Geschichte mit sich selbst bekannt zu werden.

Nach dem durchschlagenden Erfolg des Buches von Christopher Clark, das in Deutschland 2006 unter dem Titel »Preußen. Aufstieg und Niedergang« erschien, herrscht eine neue Unbefangenheit im Umgang mit der preußischen Geschichte. Von dem in Cambridge lehrenden Historiker hat man sich gern sagen lassen, dass viele schwarze Geschichten über Militarismus und Untertanengeist nicht stimmen oder wesentliches verdecken. Das war einige Jahre zuvor noch anders.

Gewiss, Preußen war immer für eine Aufregung gut gewesen. Aber warum flammte der Streit nach der Wiedervereinigung so heftig auf, als sei er ein neuer und betreffe Wohl und Wehe der Gegenwart? Warum etwa wurde im Jahr 2002 mit so viel Lust über den Vorschlag des sozialdemokratischen Sozialministers Alwin Ziel debattiert, Berlin und Brandenburg zu einem Bundesland zu vereinen und dieses »Preußen« zu nennen? Dabei provozierte die Namenswahl offenkundig mehr als die Einzelheiten der sinnvollen, aber zum Schaden aller bis heute nicht verwirklichten Fusion. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, damals das Zentralorgan intellektueller Selbstverständigung, verhandelten Wolf Jobst Siedler

und Susan Sontag, Florian Illies und Gregor Gysi, Hans Jürgen Syberberg und Monika Maron die Frage »Darf Preußen sein?«.

»Es war einmal und bleibt ein Gegenstand der Geschichtsschreibung«, hätte man gelassen antworten und sich den Problemen der Region zuwenden können, die im Teufelskreis von Arbeitslosigkeit, Abwanderung und Transferabhängigkeit gefangen schien. Aber man wich wie so oft ins geschichtspolitisch Grundsätzliche aus. Hinter der Frage, ob Preußen sein dürfe, verbarg sich unüberhörbar die aktuell viel beunruhigendere Frage, ob Geist und Glück der alten Bundesrepublik im neuen Deutschland erhalten bleiben könnten und sollten. Der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler formulierte in einem Beitrag zur Debatte unübertroffen deutlich, welche staatstragende Funktion der Aversion gegen alles Preußische zukam: »Zu den unschätzbar vorteilhaften Startbedingungen der Bundesrepublik gehört, daß Preußen nirgendwo mehr Pate stand: keine Adelslobby und kein ostelbischer Konservatismus mehr, kein Militärnimbus und kein Sonderweg mehr zwischen Westen und Osten, endgültig diskreditiert das Vabanquespiel um neue Größe. Die Befreiung von Preußen hat die Entwicklung der Bundesrepublik erst ermöglicht. Das gilt es, gegen jede Nostalgiewelle, die ein mit extremen Kosten gescheitertes Experiment aufwerten will, zu verteidigen.«

Bonn war nicht Potsdam. Die innerdeutsche Grenze hatte es erleichtert, nicht genehme Traditionen und störende Erinnerungen östlich der Elbe zu lokalisieren, auch wenn in der Bonner Republik wohl mehr Preußisches lebendig war, als Wehlers Bekenntnis zur Westbindung zugestehen mochte. Eine Kulturgeschichte der Bundesrepublik jedenfalls wäre so unvollständig wie unverständlich ohne die prominenten Bemühungen um

das borussische Erbe. Dafür stehen Namen wie Marion Gräfin Dönhoff, Sebastian Haffner, Wolf Jobst Siedler, Hans-Joachim Schoeps und Joachim Fest. Ihre Bücher hatten vom Reiz des Gefährlichen profitiert, der immer dabei war, wenn von Preußen gesprochen wurde. Sie verunsicherten das behagliche Gefühl, endlich auf der richtigen Seite angekommen zu sein. Man sah auf vergangene Irrwege zurück, las von ihnen zu Unterhaltungszwecken oder in pädagogischer Absicht. Und je länger die gute alte Bundesrepublik Erfolge feierte, desto mehr verfestigte sich das Gefühl, es müsse immer so bleiben. Je weniger in der Bonner Gegenwart Potsdam oder Königsberg eine Rolle spielten, desto unbefangener konnte man sich dann für einzelne Gestalten interessieren, für Friedrich den Großen etwa oder Karl Friedrich Schinkel.

Der Fall der Mauer schien diese gemütliche Welt zu bedrohen, und weil es nicht opportun war, die Ostdeutschen unumwunden als Störenfriede zu bezeichnen, lebten anti-borussische Ressentiments wieder auf, wurde die Mottenkiste der Klischees geplündert und die angebliche Verwandtschaft zwischen Preußentum und Nationalismus warnend beschworen. Der ungeheure Stress, den die Vereinigung für Ost und West bedeutete, fand seinen Ausdruck auch in der Befürchtung, das neue Deutschland werde nun »preußischer« – was mal unruhiger, mal unbequemer, mal gefährlicher bedeuten sollte.

Der Augenschein sprach für eine so nicht erwartete und von vielen befürchtete Wiederkehr: Im Juni 1991 beschloss der Bundestag mit knapper Mehrheit den Hauptstadttumzug ins suspekte Berlin; im August 1991 wurden die Särge Friedrich Wilhelms I. und seines Sohnes, Friedrichs des Großen, mit militärischen Ehren nach Potsdam überführt; im Sommer 1993 weckten bemalte Plasteplanen die Sehnsucht nach dem Berliner

Schloss. Der märkische Wanderer Theodor Fontane war der Autor der Stunde, in Brandenburg gründeten sich Traditions- und Heimatvereine, man begann, Herrensitze zu restaurieren. Kaum residierte die Regierung in Berlin, führte die Bundesrepublik wieder Krieg, durchlebte ungewohnt harte ökonomische Krisen und sah sich mit scharfen Ost-West-Konflikten konfrontiert. Das hatte allein aktuelle Gründe. Die Warnung vor Preußen wurde dennoch zum wohlfeilen Schlagwort der Westalgie, des verklärenden Rückblicks auf die alte Bundesrepublik. Sie fand Zustimmung, weil sie seelische Bedürfnisse befriedigte. Da übersah man gern, dass die Geschichtswissenschaft seit Jahrzehnten ein präziseres Bild zeichnete, das weder der schwarzen Legende noch der hellen entsprach, und dass historische Wahrheit überhaupt nur zu haben ist, wenn man die bequeme Scheidung in »gut« und »böse«, »progressiv« und »reaktionär« vermeidet.

Für Ostdeutsche war die Preußen-Frage keineswegs einfacher. Groß war ihr Unwille an Geschichtsschreibung zu Zwecken der Volkserziehung – und das war ein Vorteil. Aber dem unbefangenen Urteil standen jüngste Erfahrungen entgegen: Die Militarisierung der DDR war von Anbeginn mit Scharnhorst, Clausewitz und Gneisenau begründet worden. Im Stechschritt erfolgte die Wachablösung vor Schinkels Neuer Wache, ein Schauspiel, dass viele an Demütigungen in der Nationalen Volksarmee und die Allgegenwart Uniformierter erinnerte. Die Stagnationsjahre unter Honecker waren mit einer Neuentdeckung des preußischen Erbes einhergegangen. Christian Daniel Rauchs Reiterstandbild Friedrichs des Großen kehrte auf die Straße Unter den Linden zurück, das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt wurde wieder errichtet, das Berliner Nikolaiviertel in neohistoristischer Plattenbauweise aus dem Boden gestampft. Kei-

ner hatte wissen könne, dass Honecker selbst das Berliner Schloss vermisste, aber zu spüren war, dass der Glanz vergangener Zeiten instrumentalisiert werden sollte.

Preußen – das waren für die Sachsen, Thüringer und Mecklenburger die in der DDR privilegierten Hauptstädter, für deren Wohl ihre eigenen Städte verfallen waren und sie Mangel hatten erdulden müssen. Die Revolution von 1989 sollte auch eine Befreiung vom Berliner Zentralismus bringen, eine Stärkung regionalen Eigensinns. Und wer den Freiheitsrausch der Konsumgesellschaft entdeckte, wollte von Pflicht, Gehorsam und Sparsamkeit ohnehin nichts mehr hören, sondern endlich die Segnungen der alten Bundesrepublik genießen. Nicht jeder, der sich über den Beitritt zur Bonner Republik gefreut hatte, fühlte sich in der Berliner willkommen und daheim. Fremdheitsgefühle zwischen Ost und West blieben lange virulent.

In dieser Situation vielfachen Missbehagens an Staat und jüngster Unbequemlichkeit stellte Eberhard Straub sein Preußen nicht als Sonderweg oder Absurdität der deutschen Geschichte dar, sondern als einen klassischen Staat der Aufklärung und der Modernisierungsprogramme. Preußen war es – neben Österreich –, das die Deutschen aus der Ruhe ihrer begrenzten und gehegten Existenz aufgestört und herausgerissen hatte – ein oft gewaltsamer, oft auch stockender Prozess, der vom Regierungsantritt Friedrichs II. bis zur Reichseinigung viel Sympathie auf der Seite der Fortschrittsfreunde gefunden hatte. Es wurde Preußen verübelt, dass es nicht energischer voranging, nach den Befreiungskriegen ein Bündnis mit der Reaktion schloss und in der »Heiligen Allianz« die Wahrung des Status quo zur vornehmsten Aufgabe erkor. Aber selbst dann noch taugte es als Gegenbild zu den »Schönwetterstaaten«, wie Golo Mann einmal Bayern,

Sachsen oder Württemberg genannt hat. »Mit dem ohnmächtigen alten Deutschland«, heißt es bei Straub, »das heute andächtig als Vorbild der Bundesrepublik beschworen wird, verbanden liberale Geister seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert nur Krähwinkel, Spießbürgertum, Schlafmützigkeit, Philisterunwesen, Korruption.«

Dagegen stand der Beamtenstaat, geboren aus der Notwendigkeit, ein stehendes Heer zu finanzieren. In der Beamtenschaft entstanden die Kodifizierungen des Rechts, die durch lebhaftesten Austausch zwischen Berlin und Weimar vorbereitete Bildungsidee und die Reformen zur Freisetzung der Individuen aus den Bindungen der ständischen Gesellschaft. Es bedarf schon einer besonderen Verengung des Blicks, um in dem auf diese Weise – dank Rechtsstaat, Wehrpflicht und höherem Bildungswesen – entwickelten Staatsbürgerbewusstsein vor allem Untertanengeist zu entdecken. Zu zahlreich sind die Beispiele von Insubordination, Kühnheit vor Königsthronen, Selbstbehauptung und geistiger Selbständigkeit. Man denke nur an den Offizier Heinrich von Kleist und den Beamten E.T.A. Hoffmann, an die Zöglinge preußischer Universitäten Marx und Engels. Eberhard Straub hütet sich glücklicherweise vor Übertreibungen in die eine wie in die andere Richtung. Er rückt die Dinge zurecht und verabschiedet dabei auch manche unausrottbar scheinende Hilfskonstruktion. Preußen sei ein auffallend künstliches Gebilde? Nicht mehr als andere Staaten auch. Der moderne Staat ist ja gerade dadurch definiert, dass er nichts Naturwüchsiges an sich hat, eine durch und durch künstliche Maschinerie in Gang setzt. Preußen besitze einen Januskopf aus Militär und Kultur? Dies waren, anders als das Klischee von dummen Leutnanten und das idealisierte Bild von höherer Kultur nahelegen, keine Gegensätze. Gerade die enge Verzahnung

von Bildung, Kultur und Soldatentum zeichneten die preußische Entwicklung aus: mit gebildeten Offizieren und einem gelehrten Generalstab, der die Verwissenschaftlichung der Kriegsführung ins Extrem trieb.

Der Historiker Eberhard Straub, 1940 in Berlin geboren, hat sich in seiner langen Laufbahn als Wissenschaftler und Journalist mit vielen Themen beschäftigt, Studien zur spanischen, bayerischen und österreichischen Geschichte verfasst. Daher ist er in der Lage, von außen auf Preußen zu schauen. Ein ungläubiges Lächeln hat er für jene übrig, die in der Rückbesinnung auf »preußische Tugenden« ein Heilmittel für die Gegenwart erblicken: »Es ist Geschichte, nichts weiter.« Ihn fasziniert daran das Unverzagte, der Wagemut derer, die mehr aus sich machen wollen. »Wir wenigstens wissen, daß wir nichts taugen, und in dieser Erkenntnis ist die Möglichkeit der Besserung gegeben«, heißt es in Fontanes »Schach von Wuthenow«. Aus diesem Geist heraus hat Eberhard Straub 2002 erwogen, ob der Name »Preußen«, zunächst eine bloße Schmuckformel, die Deutschen nicht veranlassen könnte, über ihren Schatten zu springen: »Es liegt an den Brandenburgern und Berlinern, die Deutschen davon zu überzeugen, daß es sich lohnt, Preußen zu revitalisieren und damit ganz Deutschland zu beleben.«

Es ist anders gekommen. Die Kleider der Königin Luise und die Tabatieren Friedrichs II. dienen heute in der Region – wie Bauernmöbel und Bilder sinnensfroher Äbte in West- und Süddeutschland – zur Ausstattung der Geschichte als öffentliche Wärmestube. Aber das nimmt dieser essayistischen »Kleinen Geschichte Preußens« nichts von ihrer Suggestivität und Frische.

»Bewundert viel und viel gescholten«

»Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, hat in der Wirklichkeit zu bestehen aufgehört.« Mit diesen knappen Worten wurde am 25. Februar 1947 das Gesetz zur Auflösung Preußens eingeleitet. Das Gesetz der Alliierten war überflüssig. Denn der Staat Preußen hatte spätestens mit dem Gesetz zum Neuaufbau des Reiches vom 30. Januar 1934 im Zuge der Gleichschaltung seine ohnehin schon beschränkte Selbständigkeit verloren. Auf seinem ehemaligen Staatsgebiet, soweit nicht polnischer Verwaltung übergeben, bildeten sich gleich nach dem Krieg mit Billigung der Sieger neue Länder. Preußen war also schon von der Landkarte verschwunden, als ihm 1947 sein Totenschein ausgestellt wurde. Die Geschichte ist das große Weltgericht. In diesem Sinne wollten die Sieger es sich nicht nehmen lassen, wie im alten Rom über Preußen die *damnatio memoriae* zu verhängen, die Erinnerung an seine Existenz auszulöschen.

Preußen galt schon während und nach dem Ersten Weltkrieg als der Störenfried, der dauernd Feindschaft säte unter den Völkern. Im Juni 1919 hatten die damaligen Sieger die Reichsregierung eindringlich daran erinnert, dass »die ganze Geschichte Preußens durch den Geist der Beherrschung, des Angriffs und des Krieges« bestimmt gewesen sei. Dieser »preußische Geist« strebte,

nachdem er sich 1871 Deutschland unterworfen hatte, ruhelos zum Schaden aller danach, »höchste und autoritäre Gewalt« in Europa zu erringen. Er verführte Deutschland, Abwege einzuschlagen, die »in der Geschichte der Menschheit fast beispiellos« sind. Es war nicht unbedingt Deutschland, das den Frieden störte. Es war Preußen, das Deutschland vergewaltigte und damit von sich selbst entfremdete. Diese »Lastenverteilung« war nichts Neues. Schon die besiegten Franzosen hatten nach der Reichsgründung 1871 die Idee von »den beiden Deutschland« entwickelt.

Das eine, gutherzig verträumt, nur an musischen und philosophischen Konstruktionen interessiert, ruht bedürfnislos in sich selbst und befindet sich im Einklang mit der Menschheit. Das andere, durch Preußen verdorben, kennt nur wirtschaftlichen und politischen Ehrgeiz, erhebt nationale Ansprüche und irritiert mit seinem Mangel an Idealismus alle übrigen Völker. Die Deutschen können also zu ihrem wahren Charakter zurückfinden, wenn sie die Vorherrschaft Preußens abschütteln oder von ihr befreit werden. Im Anschluss an solch pädagogische Absichten wurde 1947 das vollzogen, wozu es 1919 an Macht gefehlt hatte, die Befreiung von Preußen, »geleitet von dem Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens und erfüllt von dem Wunsche, die weitere Wiederherstellung politischen Lebens in Deutschland auf demokratischer Grundlage zu sichern«.

Knapp hundert Jahre früher, in einem Leitartikel der »Times«, wurde Preußen 1854 allerdings wegen seiner Friedfertigkeit schroff getadelt. Die Preußen entzogen sich damals dem stürmischen Werben, auf Seiten Englands, Frankreichs und Österreichs, auf Seiten der »Zivilisation« gegen das »Reich der Finsternis« zu kämpfen, gegen Russland. Eine klassische Großmacht sollte aus

Europa abgedrängt, auf ein Großfürstentum Moskau reduziert werden. Das war eine revolutionäre Idee. Preußen liebte keine Revolutionen und hatte kein Verlangen, das System der fünf Großmächte umzustürzen, das nur zusammen mit einem selbstsicheren Russland funktionieren konnte.

Preußen wahrte hartnäckig seine Neutralität, sorgte für die des Deutschen Bundes und hemmte erfolgreich Österreichs Versuche, die Mitte Europas auf den »Westen« zu verpflichten, der sich erstmals, wenn auch nur vorübergehend, als eine ideologische Wertegemeinschaft verstand. Preußens Neutralität verhinderte das Auswuchern des Krimkrieges zu einem Weltkrieg. Die »Times« bemerkte unwirsch: »Preußen wird immer verhandeln, aber es findet nie einen Entschluß. Es findet sich gerne auf Kongressen ein, aber es fehlt auf den Schlachtfeldern. Es ist immer bereit, eine Menge von Idealen und Gefühlsmomenten vorzubringen, aber seine Politik scheut zurück vor allem, was nach Realität und Aktualität schmeckt. Preußen besitzt eine starke Armee, aber diese ist bekanntermaßen nicht in der Lage zu fechten. Niemand rechnet mit Preußen als Freund, niemand fürchtet es als Feind. Wie Preußen zu einer Macht wurde erzählt uns die Geschichte; wie es eine bleiben will, kann niemand sagen.«

Den Preußen wurde ihre mangelnde Bereitschaft vorgeworfen, unüberlegt wie die anderen das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Seit »jeher« stand es offenbar nicht in dem Ruf, aus widerwärtigem Machthunger zu allen erdenklichen Schandtaten bereit zu sein. Noch früher, 1815, feierte der liberale Benjamin Constant Preußen und Engländer, weil sie gemeinsam mit der Vernichtung Napoleons und des revolutionären Frankreich »das menschliche Antlitz wieder zu Ehren gebracht« hät-

ten. Engländer sahen darin keine Schmeichelei eines beflissenen Besiegten. Sie fühlten sich und ihren preußischen Waffenbruder vollkommen verstanden.

Das Bild von Preußen änderte sich erst und allmählich, als die Preußen das deutsche Reich geschaffen hatten, seit sie »deutsch« oder die Deutschen eben »preußisch« geworden waren. Darüber gab es keine Klarheit. Die zwei Mal besiegten Deutschen wurden 1919 und 1947 sofort wieder gebraucht. Es empfahl sich daher, die Deutschen nicht insgesamt, sondern vornehmlich die Preußen für all das verantwortlich zu machen, was die 1947 längst uneinigen Alliierten zuvor zu ihrem energischen bewaffneten Einspruch gezwungen hatte. Das gehört zu den Ambivalenzen einer »Geschichtspolitik«, einer Politik, die sich mit Rückgriffen auf die Vergangenheit rechtfertigt. Wie die Erinnerungen präpariert werden, das hängt vom Augenblick ab, davon, welcher Vorteil und Effekt erwartet wird.

Die Deutschen erleichterte es 1947 ungemein, dass es die Preußen waren, die so viel Unheil über sie gebracht hatten. Ein Deutschland ohne Preußen, wie es ihnen empfohlen wurde, war für sie keine Zumutung. Der große Quälgeist, der sie so oft in ihrer Gemütlichkeit unterbrochen und auf dumme Gedanken gebracht hatte, war verschwunden. Er wurde nicht vermisst. Nach all den Zusammenbrüchen überfiel die Deutschen ein heftiges Sehnen nach dem Bleibenden. Was blieb, das Unzerstörbare, das waren die Heimaten, die historischen Länder. Sie glühten verheißungsvoll auf unter den Trümmern der preußischen Überlagerungen.

Nachdem dieser Schutt beseitigt worden war, richteten sich die Deutschen in ihrem vertrauten Klein- und Sonderleben ein. »Wohl dem, der eine Heimat hat«, damit trösteten sie sich und suchten sich ihrer jeweiligen

Identität zu vergewissern. Die bald überbeschäftigte Landeskunde an Universitäten und anderen Fortbildungsanstalten lenkte den Blick zurück auf milde Barockprälaten, sinnenfrohe Äbte, treuherzige Landesfürsten, auf Bürgerfleiß und Bauernmöbel. Die Geschichte wurde zu einer öffentlichen Wärmestube. Sie wurde es umso mehr, je hartnäckiger ansonsten die Vergangenheit bewältigt, verarbeitet, durchgearbeitet werden sollte. Die Vergangenheit hat etwas mit Preußen zu tun. Die Geschichte hingegen ist offensichtlich eine »preußenfreie Zone«. Vergangenheit hängt mit dem Nationalsozialismus zusammen und allem, was ihn vorbereitete. Da hat Preußen seinen Platz. Aber die Räume vor der Vergangenheit sind unbelastet. Sie veranschaulichen, »woher wir kommen und wohin wir gehen«.

Nordrhein-Westfalen würdigt gern den eleganten Wittelsbacher Clemens August, Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Erzbischof und Kurfürst von Köln, als den genialen Raumplaner, der das rüstige Bundesland ahnungsvoll vorwegnahm. Da er auch Bischof von Münster, Paderborn, Osnabrück und Herzog von Westfalen war, vereinigte er, was zueinander gehört, wie die Erfahrung seit 1945 glücklich bestätigt habe. Dabei handelt es sich bei Nordrhein-Westfalen um ein Bruchstück des ehemaligen Preußen: um die leicht verkürzte Rheinprovinz, zusammen mit der Provinz Westfalen. Ohne preußische Vorarbeit gäbe es dieses Land gar nicht. Vor der preußischen Epoche tummelte sich da lediglich eine Unzahl kleiner und größerer Herrschaften, darunter auch solche, die schon zu Brandenburg gehörten, als es noch nicht einmal Ostpreußen besaß, von dem sich der spätere Name Preußen herleitet.

Duisburg war 350 Jahre lang eine brandenburgisch-preußische Stadt, übrigens ohne ein Fernweh nach

Nordrhein-Westfalen verspürt zu haben. Kann es sich heute wieder eine Universitätsstadt nennen, dann vorzugsweise deshalb, weil der Große Kurfürst dort 1655 eine Universität eingerichtet hatte, die bis 1818 bestand. Mit der heutigen Universität wurde nur an eine unterbrochene brandenburgisch-preußische Tradition wieder angeknüpft. Am Rhein war man durchaus mit Preußen vertraut. Wer als Neupreuße 1815 dazustieß, bemerkte alsbald, welche wirtschaftlichen Möglichkeiten ein Großraum bot. Die Kaufleute und Unternehmer strebten, wenn sie verstimmt über Preußen waren, nicht nach einem Nordrhein-Westfalen, sondern nach einem einigen Deutschland, nach noch größeren Verhältnissen.

Man könnte die Beispiele beliebig fortführen. Der größte Teil der heutigen Bundesländer besteht aus Fragmenten Preußens, die länger oder kürzer mit dem verschwundenen Staat zusammenhingen und darüber mit Preußen eine gemeinsame Geschichte haben, die nicht nur peinliche Vergangenheit war. Aus Scheu vor Preußen fürchteten manche unter dem Eindruck der Wiedervereinigung, Deutschland werde jetzt unter Umständen preußischer. Wer es mit der ehemaligen DDR in Bonn ganz böse meinte, der schalt sie ein »rotes Preußen«. Doch das »rote Preußen« enthielt weniger territoriale Substanz des alten Preußen als die frühere Bundesrepublik. Mit Sachsen, Thüringen und Mecklenburg traten drei weitere zu den beiden Ländern hinzu, die tatsächlich stets unabhängig von Preußen blieben.

Aber selbst Bayern und Württemberg umfassen Gebiete, Ansbach-Bayreuth und Hohenzollern-Sigmaringen, die als Stammländer der Hohenzollern mit Brandenburg-Preußen lockerer oder enger verbunden waren. Auch Süddeutschland ist nicht frei vom »preußischen Bazillus«, mit dem die Urpreußen, nämlich die Branden-

burger, vom Süden aus überhaupt erst bekannt gemacht wurden. Das gilt erst recht, wenn es um den Nationalsozialismus geht. Adolf Hitler aus dem oberösterreichischen Innviertel kam über München nach Berlin und brachte auffallend viele Gefolgsleute nach Preußen, die nicht aus Preußen stammten und auch gar nicht vorhatten, Preußen zu werden. Sie wollten Nationalsozialisten sein und bleiben. Ihre Bewegung sollte alle Sonderbestrebungen überwältigen, was auch hieß, Preußen ins nationalsozialistische Großreich zu überführen.

Es war nicht ein aggressives Preußen, das nach einem Großreich strebte. Es war eine aggressive Partei, die sich, sofern sie ihre Ziele überhaupt mit historischen Erinnerungen begründete, auf das alte römisch-deutsche Reich berief oder vielmehr auf unbestimmte »Reichsideen«, die da hineinprojiziert wurden. Gerade Preußen wurde aber immer vorgeworfen, das alte Reich gesprengt zu haben, eine Gegenkraft zu dessen Idee gewesen zu sein. Zumindest reichsfrohe Katholiken vom Rhein bis zur Donau sahen das so.

Der preußische Staat galt als unvereinbar mit dem Reich, weil dessen Staatsgesinnung notwendigerweise in Widerspruch zu unklaren Gemeinschaftsbildungen geraten musste, die nur funktionierten, solange nicht der rationalisierende Organisationswille des Staates ihr naturwüchsiges Leben hinderte. Ein Reich kann einen Führer haben mit weitreichenden und undefinierten Machtmöglichkeiten. Im Staat hingegen wird regiert, zuweilen, wie manchmal auch in Preußen, allzu viel regiert – aber entsprechend einer Rechtsordnung durch dazu berechnete Institutionen mit stets begrenztem Auftrag. Der Nationalsozialismus wollte wie die sonderbaren Schwärmer vom Reich, vom Dritten Reich, gerade den Staat und damit eben auch preußische Traditionen überwinden.

Eine bewusste Trennung von Preußen und Deutschland führt also nur zu Widersprüchen und Hilflosigkeiten. Es gibt nur eine deutsche Geschichte, zumindest seit dem neunzehnten Jahrhundert. Eine gemeinsame eben auch in Schuld und Verstrickung, wie sehr theologisch alles bezeichnet wird, was unmittelbar auf das Unheil (ebenfalls ein sehr theologischer Begriff) hinweist, das zur deutschen Geschichte im zwanzigsten Jahrhundert dazugehört. Der deutsche Nationalismus, der im zwanzigsten Jahrhundert zu schrecklichen Auswüchsen führte, entsprang doch nicht allein militärgestützter Machtgier reaktionärer Junker aus dem ostelbischen Preußen. Der deutsche Nationalismus empfing erhebliche Energie gerade aus dem Südwesten, aus allen Kleinstaaten mit ihrer örtlich begrenzten Liberalität.

Entgegen der föderalistischen Legende strebten die Deutschen hinaus aus ihrem Kleinleben in größere Verhältnisse. Sie fühlten sich beengt und wünschten den Großstaat, die Nation. Deswegen hofften sie – je liberaler, desto ungeduldiger –, dass Preußen als europäische Großmacht sich ihre Sehnsüchte zu eigen machen werde. Wenn damals etwas an Preußen irritierte, dann sein Zögern, sich darauf unbedingt einzulassen. Es war sicherlich nicht falsch, in antipreußischer Gesinnung daran zu erinnern, dass die alle Deutschen umfassenden Ordnungen wie der Deutsche Bund und das Römische Reich nicht die verächtlichen Gebilde waren, zu denen sie eine streng borussische Geschichtsschreibung verzerrte. Aber schon Goethe wurde 1806 höchst ungeduldig, als er die Sehnsucht nach einem Reich beobachtete, das jedem gleichgültig war, solange es noch bestand.

Die Idyllen im deutschen Sonderleben, die jetzt eine so liebenswürdige Nachsicht erfahren, fielen zumindest den beweglichsten Geistern seit dem Ende des acht-

zehnten Jahrhunderts auf die Nerven. Sie vermissten das alte Reich mit seinen rechtlichen Absurditäten nicht, als es 1806 erlosch. Sie glaubten, nichts verloren zu haben, als der Deutsche Bund von 1815 zwischen 1866 und 1871 endgültig von dem neuen Bund, dem durch Preußen hergestellten Deutschen Reich, abgelöst wurde. Im Gegenteil: Sie empfanden es als Erlösung aus dumpfer Provinzialität.

Mit dem ohnmächtigen alten Deutschland, das heute andächtig als Vorbild der Bundesrepublik beschworen wird, verbanden liberale Geister seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert nur Krähwinkel, Spießbürgertum, Schlafmützigkeit, Philisterunwesen, Korruption. Das Urteil mag ungerecht gewesen sein. Doch kein anderer als Goethe hatte ihnen so das Frankfurt seiner Jugend geschildert. Manche unerfreulichen und weltfremden Übersteigerungen im deutschen Nationalismus haben ihre Wurzeln in dem unbedingten Willen, nicht weiter kleinlich im Kleinlichen fröstelnd beben zu müssen, wie Goethe ein ihm sehr vertrautes Unbehagen umschrieb.

Preußen, wie übrigens auch Österreich, war eine Großmacht oder ein Großstaat mit einer Hauptstadt, die, wenigstens für deutsche Vorstellungen, als Großstadt gelten durfte. Die Hitzewellen deutscher Frustrationen spürten Preußen damals um einige Grade abgekühlter. Großmächtig schauten sie oft herab auf die Bedürftigen, die in Duodezfürstentümern darbtten. Ihre Lieblosigkeit war berüchtigt. Es war keine Lieblosigkeit. Schließlich ließen sie jeden Preußen werden, der es werden wollte. Es handelte sich nur um Selbstbewusstsein, etwas, worüber bis dahin sonst nur Österreicher verfügten. Die zwischen Preußen und Österreich siedelnden Deutschen aber sehnten sich spätestens seit 1848 nach Selbstbe-

wusstsein. Es musste sich eine explosive Mischung ergeben, wenn die Weltabgewandten, immer beschäftigt mit theologischem oder philosophischem Streit, ihre abstrakten Wünsche mit der Wirklichkeit, der Politik, der Macht, der Welt als Geschichte und ihren Heilsversprechen verknüpften. Die kleine deutsche Welt wollte erstmals 1848 revolutionär zur großen Welt werden. Das führte zu manchen preußisch-deutschen Wirrungen und deutsch-österreichischen Missverständnissen. Sie sind nicht nur den Preußen zuzuschreiben.

Marlene Dietrich, die Deutschland 1932 verließ, hat sich klar von Deutschland distanziert. Im hohen Alter sagte diese Weltbürgerin dennoch von sich: »I'm the last Prussian.« Ganz offensichtlich vermochte sie in Preußen, zu dem sie sich mit dem Ausspruch bekannte, keine böse dämonische Kraft zu erkennen. Ihr Preußentum bestätigte sie damit, ihre Pflicht im Dienst der Kunst oder der kunstvollen Unterhaltung zu tun. Ihr Preußentum vollendete sich für sie aber darin, als Soldat gekämpft zu haben. Sie romantisierte ihre Kriegszeit erheblich. Doch sie war stolz darauf, ihrer verdammten Pflicht und Schuldigkeit nachgekommen zu sein, dem Gebot, den inneren Schweinehund zu mißachten, gehorcht zu haben. Mit äußerster Unbefangenheit sprach sie von Gewohnheiten, die spätestens seit dem Verdikt der Alliierten Preußen zum Hort des Militarismus gemacht hatten: dienen, gehorchen, Pflichten erfüllen, soldatisch leben.

Marlene Dietrich, die bekennende Preußin, war ein Weltstar. Sie beherzigte auf ihre Art den Wunsch eines anderen Preußen, Heinrich von Kleists: »Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen/jedoch die lieblichen Gefühle auch.« Marlene Dietrich oder Heinrich von Kleist repräsentieren nicht ein anderes Preußen. Sie sind Ausdruck Preußens. Wie jeder Einzelne ist das

»große Individuum«, wie Hobbes den königlichen Staat nannte, unerschöpflich. Achim von Arnim, der romantische Junker, schilderte seinen Freund, den Junker Heinrich von Kleist, als eine »sehr eigentümliche, ein wenig verdrehte Natur«, wie sie sich unweigerlich ergebe, wenn »sich Talent aus der altpreußischen Montierung durcharbeitet«.

Diese Charakterisierung lässt sich mühelos auf die ein wenig verdrehte Natur Preußens übertragen, weil es immer wieder herausgefordert wurde, sich zu häuten, eine altpreußische Montierung abzustreifen, um dennoch als das allerneueste Preußen preußisch wie eh und je zu wirken. Ein »ewiges« Preußen hat es nie gegeben. Erst seitdem es tot ist, eben verewigt wurde, steht es auf den Äckern landesgeschichtlicher Kulturarbeit als Vogelscheuche herum, um die Früchte ihrer gemeinschaftskundlichen Sorgfalt zu schützen: Westbindung und demokratische Wertegemeinschaft.

Es fällt schwer, Preußen mit den Glaubensgrundsätzen der bundesrepublikanischen Orthodoxie zu verbinden. Es führt kein Weg aus Preußen in das Deutschland von heute. Aber selbst dieses Deutschland gäbe es nicht, wenn nicht Preußen einstmals deutsche Hoffnungen erfüllt hätten. Das Bonner Verfassungsgebot seit 1949 galt nicht der Wiedervereinigung mit Österreich. Die war vorbei und verwirkt. Es bezog sich auf den Rest des preußisch-deutschen Reiches, auf die Wiedervereinigung mit der sogenannten DDR, wie es damals hieß. Auch die antipreußischen Deutschen konnten sich kein anderes Deutschland mehr vorstellen als das von Preußen geschaffene.

Ernüchtert von größtdeutschen Träumen österreichischer Provenienz, beschied man sich nach 1949 aufs Mögliche und damit – unter ganz anderen Gegeben-

heiten – abermals auf die preußisch-pragmatische Lösung, ohne dabei an Preußen überhaupt zu denken. 1990 gaben Russen und Amerikaner Deutschland seine Einheit. Eine Angst vor Preußen hatten sie dabei nicht. Verständlicherweise, wenn der letzte Preuße, Marlene Dietrich, in einem Pariser Hotel auf den Tod wartete. Begraben ist sie im ehemals preußischen Berlin. Dort schlafen, wie in Pompeji, viele Erinnerungen. Sie stören Deutsche nicht weiter. Denn Preußen wie Österreich, das als sein Zwilling nicht vergessen werden darf, gesellen sich als untergegangene Kulturen und Lebensformen zu den griechisch-römischen hinzu.

Seit dem Untergang Griechenlands und Roms gibt es in Europa nur zwei vergleichbare Fälle, die abgeschlossen vorliegen, ganz der Vergangenheit angehören und die Gegenwart nur indirekt berühren: Preußen und Österreich. Rheinländer und Bayern pflegen ihre römischen Erinnerungen, hüten sie wie einen Schatz und suchen ihn als Schatzgräber zu erweitern. Denn dieses Erbe unterscheidet sie von anderen Deutschen. Preußen lässt sich ebenso archäologisch behandeln, nur dass die ehemalige Verbindung mit Preußen die Deutschen untereinander anzunähern vermag. Das Schreckgespenst ihrer Seele ist Preußen ja nur, weil sie, befangen in ihren provinziellen Bezügen, es bereuen, je Hoffnungen auf Preußen gesetzt zu haben. Doch vielleicht haben sie sich mehr in Preußen getäuscht, als dass sie von ihm enttäuscht wurden.

Ein Adler mit gelähmten Schwingen

Preußen wird meist im abschätzigen Sinn jung und neu genannt. Eine preußische Geschichte gibt es erst seit dem 18. Januar 1701. Damals krönte sich Friedrich III. von Brandenburg zum König in Preußen. Sein Königtum gründete sich auf Ostpreußen, das nicht zum Reich gehörte. Doch Armee und Behörden waren von nun an königlich-preußische, nicht königlich-ostpreußische, und gegen Ende des Jahrhunderts hatte es sich allmählich eingebürgert, den Gesamtstaat mit all seinen verstreuten Besitzungen Preußen zu nennen. Der moderne Staat ist ein neues Phänomen, ein Ergebnis der Neuzeit. Insofern sind alle Staaten jung und neu.

Gilt Preußen als jüngste Großmacht, so besagt auch das nicht viel. Österreich wurde erst nach den Türkenkriegen und dem spanischen Erbfolgekrieg 1714 zu einer europäischen Großmacht. Davor war es ein Anhängsel der spanischen Monarchie. Russland wurde während dieser Zeit unter seinem ersten Kaiser, Peter dem Großen, zu einer Großmacht. Auch England trat erst damals in die Gruppe der Großmächte ein, die sich im Laufe des Jahrhunderts zum System der fünf Mächte zusammenschlossen, nach ihren Vorstellungen über Krieg und Frieden entschieden und dementsprechend die immer weichen Grenzen der Staaten verschoben. Preußen verspätete sich nicht sonderlich. Es nutzte wie die anderen die Gunst der Stunde.

Dennoch ist es nicht von heute auf morgen entstanden. Sein Kern war Brandenburg, nicht Preußen. Die Geschichte Brandenburgs reicht weit zurück bis ins zwölfte Jahrhundert. Seit 1150 gab es die Markgrafen von Brandenburg, die seit dem dreizehnten Jahrhundert zu den Fürsten gerechnet wurden, die berechtigt waren, den Kaiser zu wählen. Diese sieben Kurfürsten, wie sie im Reichsgrundgesetz, der Goldenen Bulle von 1356, aufgeführt werden, beanspruchten von vornherein als vornehmste Fürsten des Reiches königlichen Rang. Der Markgraf von Brandenburg gehörte also zum exklusivsten Kreis der Reichsaristokratie.

Die Hohenzollern bekamen die Kurwürde und die Mark zwar erst 1415 von Kaiser Sigismund verliehen, dennoch handelt es sich bei ihnen mitnichten um ein junges Geschlecht, um »Parvenüs«. In Schwaben und Franken waren sie seit dem elften Jahrhundert bekannt, bald schon mit dem hohen Adel Süddeutschlands verschwägert. Früher machten sich auch die Grafen von Habsburg oder von Wittelsbach nicht bemerkbar. Die großen Dynastien Deutschlands, sieht man von den Welfen ab, die in die karolingische Zeit zurückreichen, sind »gleichaltrig«. Der erste Kurfürst unter den Hohenzollern, der kaiserliche Burggraf von Nürnberg, Friedrich, war so angesehen, dass er 1440 vielen als der geeignete Kaiser erschien. Die Kurfürsten entschieden sich dennoch für einen anderen Friedrich, für einen Erzherzog. Dieser Kaiser Friedrich III., als des Heiligen Reiches Erzschlafmütze gescholten, verfolgte unauffällig seinen Weg, damit sich das Wort erfülle: Alles Erdreich ist Österreich untertan, dem Hause Österreich, das als spanische *casa de Austria* ein Weltreich verwalten sollte. Seitdem blieb die Reichskrone gleichsam in Erbpacht bei den Habsburgern. Insofern war die Wahl für die wei-

tere Geschichte Brandenburgs und Preußens bedeutungsvoll.

Albrecht Achilles, von 1470 bis 1486 Kurfürst von Brandenburg, zählt als prunkliebender, festfroher Fürst und Heerführer im Herbst des deutschen Mittelalters zu den elegantesten Raufbolden. Der Inbegriff ritterlicher Kraft und höfischer Manieren bemühte sich aber auch darum, die Waffen mit dem Geist zu versöhnen. Einer seiner Freunde war der Humanist Aeneas Piccolomini, der spätere Papst Pius II., der längere Zeit in kaiserlichen Diensten stand. Albrecht erließ 1473 die *Dispositio Achillea*, mit der er die Unteilbarkeit der Mark verfügte. Noch immer war es Brauch, den Hausbesitz unter den Söhnen zu teilen. Doch die Mark Brandenburg brachte zu wenig Einkünfte, um mehreren Prinzen aus ihren Bruchstücken ein standesgemäßes Leben zu erlauben. Die Grundlage der Macht und des Reichtums der Hohenzollern lag in Franken, in Ansbach, Bayreuth und Kulmbach, das jetzt allerdings von Brandenburg getrennt wurde. Zum Vorteil der »Streusandbüchse« des Heiligen Römischen Reiches, wie Brandenburg genannt wurde, weil sich von nun an der brandenburgische Zweig der Hohenzollern ausschließlich um das Kurfürstentum kümmerte. Bislang hatten sie, die als Süddeutsche dort nicht einmal begraben sein wollten, es wie ein Nebenland regiert. Zum Sterben begaben sie sich allemal zurück in die angestammte süddeutsche Heimat. Das hörte nun auf.

Brandenburg war tatsächlich im Vergleich zum wohlhabenden Süden ein armes Land, war immer noch oder schon wieder Kolonie. Seit dem Ende des elften Jahrhunderts wanderten Flamen, Friesen und Westfalen ostwärts, um hinter der Elbe neues Land zu gewinnen, das damals im Westen bei zunehmender Bevölkerung knapper wurde. Die deutsche Ostkolonisierung vollzog sich

STAMMTAFEL DES HAUSES HOHENZOLLERN BRANDENBURGISCH-PREUSSISCHE LINIE

Buchard

(† 1061)

Graf von Zollern

⋮

Friedrich IV. (I.)

(† 1200)

Graf von Zollern
seit 1192 Burggraf
von Nürnberg

Konrad III. (I.)

(† 1261)

Burggraf von Nürnberg

Stammvater der fränkischen Linie

Friedrich II.

(ca. 1188 – 1251)

Graf von Zollern

Stammvater der schwäbischen Linie

Friedrich VI. (I.)

(1371 – 1440)

Burggraf von Nürnberg

seit 1415 Markgraf von Brandenburg
und Kurfürst

Friedrich II. der Eiserne

(1413 – 1471)

bis 1470 Kurfürst

Albrecht III. Achilles

(1414 – 1486)

ab 1470 Kurfürst

Johann Cicero

(1455 – 1499)

Kurfürst

Joachim I. Nestor

(1484 – 1535)

Kurfürst

Joachim II. Hektor

(1505 – 1571)

Kurfürst

Johann Georg

(1525 – 1598)

Kurfürst

Joachim Friedrich

(1546 – 1608)

Kurfürst

Johann Sigismund

(1572 – 1619)

Kurfürst

☉*Anna von Preußen*

Friedrich IV.

(1460 – 1536)

Markgraf von Ansbach
und Bayreuth

Albrecht

(1490 – 1568)

*letzter Hochmeister
des Deutschen Ordens*, ab 1525
Herzog in Preußen

Albrecht Friedrich

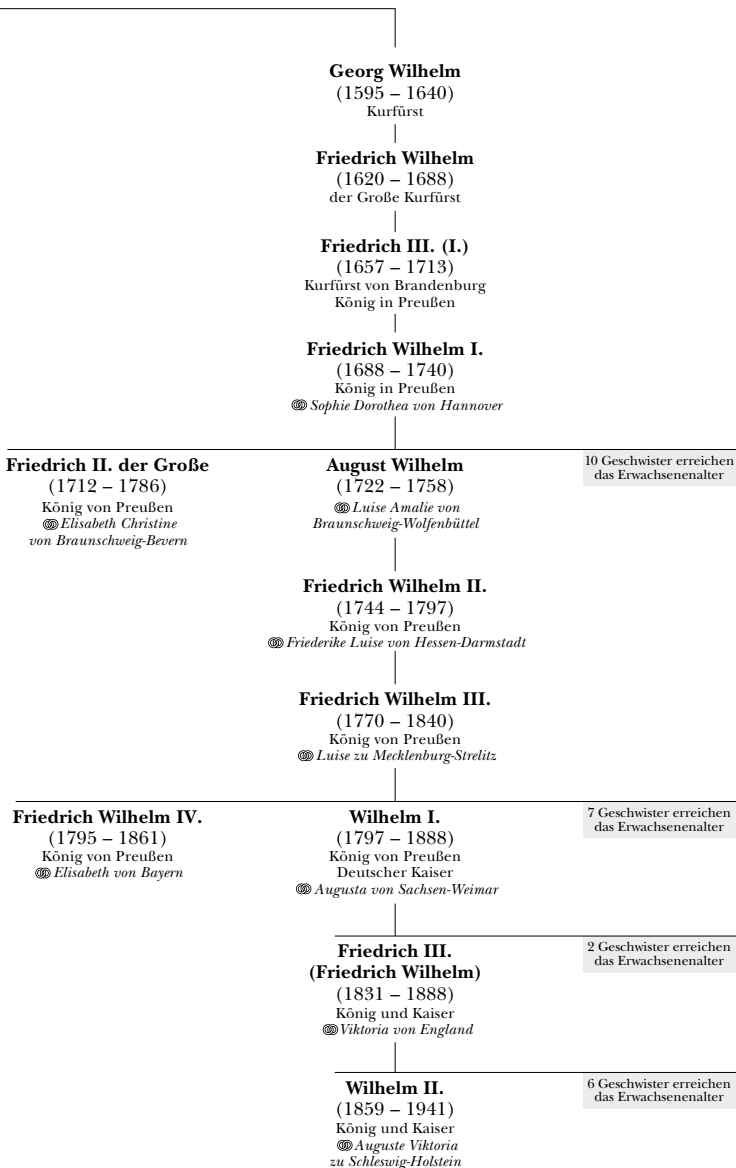
(1553 – 1618)

Herzog in Preußen

Anna von Preußen

(1576 – 1625)

☉*Johann Sigismund*,
Kurfürst von Brandenburg



unvollständige
Herrschaftsfolge

unsystematisch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Wie alle Auswanderungsbewegungen war es eine Bemühung, Freiheit und Wohlstand, eben Selbständigkeit zu wahren oder zu erwerben. Gerade die Freiheit der Bauern wurde damals empfindlich im nördlichen Westen eingeschränkt. Der Osten war ein Land der Verheißung, auch im Sinne eines religiösen Auftrags, die Heiden zu missionieren. Geistlicher Idealismus und ganz handfeste Hoffnungen verbanden sich zwanglos miteinander. Die Ostkolonisierung gehört wie die Kolonisierung Südwesteuropas durch die Römer zu den folgenreichsten historischen Vorgängen in Europa, auch wenn von einem »Drang nach Osten«, wie es im neunzehnten Jahrhundert hieß, nicht die Rede sein kann.

Wie jede Kolonialbewegung stieß sie bei den Einheimischen, in diesem Falle bei der slawischen Bevölkerung, auf unterschiedliche Reaktionen: Widerstand, Unterwerfung oder Zusammenarbeit. Sie war Eroberung und friedliche Durchdringung zugleich, da die Kolonisten oft von slawischen Fürsten selbst ins Land gerufen und mit Freiheiten versehen wurden. Denn die Kolonisierung bedeutete Kultivierung. Noch waren im dünnbesiedelten Osten weite Flächen Urwald, die erst zu Kulturlandschaften gerodet oder trockengelegt werden mussten, um Ackerland zu gewinnen. Eine konsequente Germanisierung war nicht angestrebt, auch wenn erhebliche Teile des Kolonialgebiets allmählich dem Reich eingegliedert wurden. Eine bewusste »deutsche Kulturmission«, die im neunzehnten Jahrhundert beschworen wurde, lag in vornationalen Epochen außerhalb des Vorstellungsvermögens. Die slawisch-deutschen Oberschichten, Landadel und städtisches Bürgertum, verschmolzen am raschesten, wobei die Slawen sich in die deutsche Sprache eingewöhnten und in die westeuropäische Zivi-

lisation, die Händler, Handwerker, Techniker und Missionare verbreiteten. Aber es kam auch vor, dass sich Deutsche der polnischen Mehrheit anpassten. Die Bauern, noch weitgehend unbelastet von Herrschaftsdiensten, lebten nebeneinander und miteinander.

Die Sorben in der Lausitz mit ihrer eigenen Sprache (die sie bis heute bewahrt haben) waren keine Ausnahme. Bis ins achtzehnte Jahrhundert erhielten sich zusammenhängende Siedlungen in Brandenburg, Pommern oder der Neumark östlich der Oder, in denen slawische Dialekte oder Polnisch überwogen. Immerhin vermochten sich die meisten Kurfürsten und ersten Könige Brandenburg-Preußens gewandt oder umständlicher auf Polnisch auszudrücken. Erst Friedrich der Große verzichtete darauf, diese Sprache zu lernen, um sich allen seinen Untertanen verständlich zu machen.

Preußen, der Staat des Deutschen Ordens, des geistlichen Ritterordens der Deutschherren, entwickelte sich von Anfang an ganz unabhängig von Brandenburg und vom Reich. Es konnte gar nicht davon die Rede sein, wie es borussische Historiker im neunzehnten Jahrhundert verkündeten, dass Westfalen oder Flamen, die seit dem elften Jahrhundert nach Brandenburg kamen, dorthin aufbrachen, um endlich zum »gelernten« Preußen aufzusteigen. Sie wurden höchstens im Lauf der Zeit zu Brandenburgern. Keiner konnte damals ahnen, dass der Ordensstaat, einmal säkularisiert, sich zum Herzogtum Preußen wandeln und über familiären Erbgang an das Haus Hohenzollern übergehen werde. Es gibt keine unmittelbaren Traditionen vom Preußen des Ordens zum Preußen der Hohenzollern. Nicht einmal das preußische Schwarz-Weiß leitet sich von den Farben des Ordens ab, dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel. Es sind von alters her die Wappenfarben der Hohenzollern.

Der polnische Herzog Konrad von Masowien hatte 1225 den Orden, der ursprünglich in Palästina tätig war, mit der Mission bei den Pruzen beauftragt. Er wies den Ordensbrüdern das Kulmer Land zu, und Kaiser Friedrich II. verlieh den Rittern landesherrliche Rechte in den Missionsgebieten, mit deren Hilfe sie eine Landesherrschaft aufbauen konnten. Außerdem unterstellte er alle ihre Eroberungen der Hoheit des Römischen Reiches. 1234 nahm in Konkurrenz zum Kaiser Papst Innozenz IV. das Ordensland unter seinen Schutz und gab es seinerseits dem Orden zu Lehen. Dreifach legitimiert, handelte der Orden anschließend nach eigenem Ermessen – nicht zuletzt zum Ärger der Polen, die sich bei allem christlichen Eifer nicht einen katholischen Nachbarstaat wünschten, dessen Ausdehnungsdrang über Ostpreußen bis weit hinauf nach Riga und Reval kaum zu bremsen war. Zu ihrem Verdruss wurden sie bald vollständig von der Ostsee abgeschnitten.

Die Deutschherren, die ihren Hauptsitz in Venedig hatten und ihn erst 1309 in die Marienburg verlegten, waren genau vertraut mit allen neuen Verwaltungstechniken. Normannen und Staufer hatten in Süditalien seit dem späten zwölften Jahrhundert die rationalisierende Verrechtlichung eingeleitet, die dem Staat als rationalem Kunstwerk zugrunde liegt. Die Ordensritter schufen in Anlehnung daran an der Ostsee einen Modellstaat der Frühmoderne, der mit seinen künstlichen Mechanismen ungewohnt und herausfordernd wirken musste. Jedenfalls erwies er sich alsbald auch für die Ordensritter als zu anspruchsvoll. Nach der Niederlage bei Tannenberg 1416 gegen die Polen verloren sie nicht nur Provinzen und ihre Selbständigkeit – sie mussten 1466 die polnische Lehenshoheit nach abermaligen langen Kriegen anerkennen –, sie büßten auch, ununterbrochen be-

schäftigt mit inneren Reibereien, die Fähigkeit ein, das ihnen verbliebene Ordensland unter ordnender Kontrolle zu halten. Während um 1500 im Reich erfolgreiche Versuche unternommen wurden, die Landesherrschaft in den Territorien energischer zur Geltung zu bringen, löste sie sich in Ostpreußen damals rapide auf.

Als 1525 der letzte Hochmeister, Albrecht von Hohenzollern, zum Luthertum übertrat und sich zum Herzog Preußens ernannte, stiftete er ein weltliches Herzogtum, in dem man Staatskunst und kluge Verwaltung nicht mehr lernen konnte. Der Staat, den es einmal gegeben hatte, war endgültig zur Beute von Sonderinteressen des Adels und der Bürger geworden. Der Niedergang des Ordens hängt freilich nicht nur mit seinen eigenen inneren Spannungen zusammen. Er ist auch Ausdruck allgemeiner Krisen, die den gesamten Ostseeraum erschütterten.

Die Deutschen in den Kernländern des Reiches längs des Rheins hinüber zu Main und Donau brachten nie viel Anteilnahme für die Entwicklungen im Norden und Osten auf. Für sie hörte ihre Welt an der Elbe auf, in Thüringen und dem westlichen Sachsen. Zwar unterhielten sie Beziehungen nach Schlesien, Krakau, Böhmen und Ungarn, zu Ländern, in denen sie kolonisierend tätig waren und wo ihre »Verwandten« saßen. Ansonsten aber schauten sie nach Italien, Frankreich oder den flämisch-wallonischen Niederlanden. Dort waren Geld, Handel und der gute Geschmack zu Hause. Mit der Hansa, mit den Bewegungen um Nord- und Ostsee waren sie nur unzulänglich vertraut. Nichts zog sie dorthin. Geistig lauerten da keine Überraschungen. Wer einst dort roden und Land gewinnen wollte, hatte schließlich nicht Minnesangs Frühling im Gepäck. Ganz abgesehen davon, dass dessen Zauber die Niederdeut-

schen ohnehin kaum gestreift hatte. Und wirtschaftlich gab es zu wenig gemeinsame Interessen.

Dennoch entstanden an den Rändern der Ostsee blühende Landschaften, wie man heute sagt, und bedeutende Städte von Wismar über Stettin bis Danzig und Reval. Aber um 1350 brach der Zustrom weiterer Siedler ab. Die Pestseuchen schufen in den alten Reichsländern Platz und Erwerbchancen genug. Die neuen Länder, nie dicht besiedelt, wurden von Pest und Mißernten in ihrer Substanz getroffen. Ihnen fehlten Menschen. Höfe verödeten, ganze Landstriche wandelten sich wieder zu Wüsteneien oder einem Dickicht aus Wald und Sumpf. Die allgemeine landwirtschaftliche Krise trieb die Bauern vom Land in die Stadt. Sie gaben ihre Höfe auf, und die Adligen, die Junker, wie sie sich allmählich selber nannten, griffen zu. Doch sie konnten sie nicht bewirtschaften, weil die Arbeitskräfte ausgingen oder die erreichbaren zu hohe Löhne erwarteten. So versuchten sie die Bauern an die Scholle zu binden und sich dienstbar zu machen, was die Landflucht nur steigerte.

Den Städten war trotz rückläufigen Handels der Hansa und aufkommender holländischer und englischer Konkurrenz an jedem Zuwanderer gelegen. Da der Adel »seine« Leute nicht entbehren konnte und sie auf die Neubürger wiederum nicht verzichten mochten, kam es zu immer heftigeren Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Land. Die nordostdeutschen Fürsten und der Orden schwankten zwischen den Parteien, ihren Vorteil mit immer neuen Kompromissen suchend, was sie endlich dahin brachte, dass sie nicht mehr Herr im eigenen Land waren. Jetzt erst kam es zu der adligen Großwirtschaft mit Erbuntertänigen oder Leibeigenen, zu denen die ehemals freien oder wenig belasteten Bauern herabgedrückt wurden. Die Städte schrumpften und verloren

im Krieg aller mit allen zusehends an Bedeutung. 1508 waren rund 45 Prozent der Höfe rund um Königsberg verödet; das ist eine spektakuläre Zahl. Zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wird der Ostseeraum zum Gebiet innerer Kolonisation, die bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts andauert. Erst damals war wieder ein Zustand erreicht wie um 1350.

Die Ostkolonisierung, so erfolgreich begonnen, war also insgesamt ein mühseliges Drama aus immer neuen Anläufen und Fehlschlägen. Als »Vorkämpfer des Deutschtums« betrachtete ein Altdeutscher weder Brandenburger noch Pommern noch Preußen. Man überließ sie sich selbst. Die Mark Brandenburg, zuerst erschlossen, verfiel noch früher als Preußen. Zwischen dem letzten Markgrafen der Askanier – 1320 – und dem ersten Hohenzollern – 1417 – wechselten sich bayerische und luxemburgische Fürsten im Besitz der Mark ab. Die meisten von ihnen zeigten überhaupt keine Lust, sich auf die innere Verworrenheit ihres Landes genauer einzulassen. Sie betrachteten es als eine Art Kredit.

Immer wenn ihnen Geld fehlte, verkauften oder verpfändeten sie Burgen, Dörfer, Güter, in der Regel an adlige Herren. Diese gewannen an Macht und Einfluss, bedrängten die Bauern, die Städte und befehdeten einander. Die Landesfürsten, wenn als verwöhnte West- und Süddeutsche überhaupt anwesend, schwebten wie Gottvater vor der Erschaffung der Welt über dem Chaos. Es waren die Hohenzollern, die damit begannen, Ordnung in dem in jeder Beziehung verwilderten Land zu schaffen und die Mark dem Niveau des »Mutterlandes« wieder anzunähern. Diese Absicht blieb nur guter Wille, sofern es nicht gelang, den Adel zur Mitarbeit zu gewinnen. Die Städte waren längst zu schwach geworden, und freie Bauern als mögliche Verbündete gab es nicht mehr.

Die Macht des Adels ließ sich nur mit Hilfe des Adels brechen, um landesherrliche Gewalt überhaupt wieder zu ermöglichen, also die Autorität des Rechts gegenüber reinen Eigeninteressen durchzusetzen.

Das Bündnis zwischen Krone und Adel war unvermeidlich. Es ging auf Kosten von Bürgern und Bauern. Immerhin gelang es den Hohenzollern die größten Eigenwilligkeiten brandenburgischer Junker zu dämpfen, so dass Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Paradies des Raubrittertums wieder Ruhe einkehrte. Die Macht der Kurfürsten war begrenzt durch die Stände, die über neue Steuern und Schuldentilgung entschieden. Damit brachten sie den Fürsten in ihre Abhängigkeit. Der Adel, indessen zum landwirtschaftlichen Unternehmer domestiziert, teilte mit dem Bürger die Abneigung gegen gewagte politische Unternehmungen, die Geld verschlangen und unter Umständen seine Geschäfte unterbrachen. Er war so friedfertig wie der vorsichtige Bürger. Die brandenburgischen Kurfürsten bestätigten bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 eine fast ängstliche Zurückhaltung in der großen Politik. Allerdings hätten sie, da manche darunter durchaus willensstarke Naturen waren, im Falle, dass sie sich zu ehrgeizigen Projekten entschlossen, mit dem Einspruch ihrer Stände rechnen müssen.

Ihr Ansehen im Reich beruhte gerade auf ihrer vernünftigen Bedächtigkeit. Nicht umsonst lautet der Beiname Joachims I. (1499–1535) Nestor, was soviel bedeutete wie der besonnen Ausgleichende im Rate der Fürsten. Überhaupt erfuhr im frühen sechzehnten Jahrhundert das gesamte Haus Hohenzollern Anerkennung wie noch nie zuvor. Joachim I., ein guter Jurist und von humanistisch-wissenschaftlicher Neugier leicht angehaucht, wurde, obschon streng katholisch, auch von Protestanten als Vermittler geschätzt. Die Deutschher-

ren wählten seinen ansbachischen Vetter zum Hochmeister des Ordens. Joachims Bruder Albrecht wurde Erzbischof von Magdeburg und 1518 als Erzbischof von Mainz Kurfürst. Die Kardinalswürde kam hinzu. Nur sein Wunsch, dauernder Legat des Papstes, also dessen Stellvertreter im Reich zu sein, blieb dem glücklichen, kunstsinigen und friedlich gebildeten Fürsten versagt. Rechnet man die Besitzungen in Franken noch hinzu, nahm das Haus insgesamt eine Stellung ein, die nur von der des Hauses Österreich, den Habsburgern, übertroffen wurde.

Soweit die Brandenburger dem Ehrgeiz eines jeden Privatmannes nachgaben, den Besitz zu vermehren, taten sie es auf die vorsichtige Art der Erbeinigungen. Das Nachfolgerecht in Pommern war 1529 vereinbart worden. Joachim II. einigte sich 1537 mit den polnischen Piastenfürsten über die anfallende Nachfolge in Liegnitz, Brieg und Wohlau. Beide Verträge weisen auf ein künftiges Ziel: für das binnenländische Brandenburg eine lange Küste zu gewinnen und es zugleich über Schlesien an Böhmen heranzuführen, um so eine Verbindung ins südöstliche Europa zu erreichen. Weiteres kam hinzu: 1525 hatte der Hochmeister Albrecht, indessen Protestant, Preußen zum weltlichen Herzogtum umgestiftet. 1539 wechselte Joachim II. zum Luthertum. Verschwägerungen und Erbbündnisse beider Linien waren zu erwarten. Für das Haus Österreich gab es einigen Grund, sehr genau aufzupassen. Der spätere Kaiser Ferdinand erklärte 1546 als böhmischer König – denn Schlesien gehörte zu den Ländern der Wenzelskrone – zumindest die schlesisch-brandenburgischen Abmachungen für null und nichtig.

Von Anfang an versuchten die Habsburger, keine Konkurrenz im nordöstlichen Mitteleuropa aufkommen

zu lassen, selbst wenn es sich vorerst nur um Möglichkeiten und Gedankenspiele handelte. Ein Block von Brandenburg, Pommern und Preußen bis hinab nach Schlesien musste die österreichischen Interessenssphären unmittelbar berühren. Denn Böhmen und Ungarn, das seit kurzem dem Hause Österreich unterstand, hatten sich in mannigfachen Kombinationen mit Polen geeint oder wieder von ihm getrennt. Die Namensgebung Königsbergs in Ostpreußen geht auf Ottokar II. von Böhmen zurück, der Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen Einflussbereich bis an die fernen Küsten der Ostsee ausdehnte. Von der Ostsee bis zur Adria erstreckte sich ein unbestimmter Raum gestalterischer Möglichkeiten.

Die Österreicher wollten neben Polen keinen weiteren Teilhaber oder Mitspieler dort dulden. Schließlich war ihre Herrschaft in Böhmen und Ungarn noch in keiner Weise gesichert.

Damals, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, begann der Wettbewerb zwischen Brandenburg und Österreich, noch verdeckt, gleichsam wie ein lauer Krieg. Denn beide brauchten einander und bemühten sich, jeden offenen Streit zu vermeiden. Die Habsburger begingen dabei manche Unvorsichtigkeit im Umgang mit den sehr geduldigen Brandenburgern. Aber sie machten nie den Fehler, die Hohenzollern zu unterschätzen. Sie wussten aus eigener Erfahrung, wie schnell in Folge überraschender Erbgänge sich Herrschaften und Königreiche zu einem Reich zusammenballen. Es gab für sie keinen Anlass, unaufmerksam zu werden und es dem brandenburgischen Adler zu gestatten, seine Schwingen zu regen.